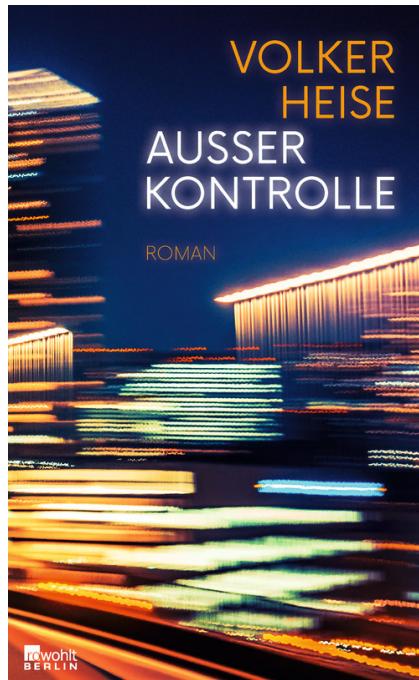


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-7371-0023-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Volker Heise

Ausser Kontrolle

Roman

Rowohlt · Berlin

1. Auflage Dezember 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt-Berlin Verlag GmbH, Berlin

Satz aus der DTL Albertina PostScript, InDesign

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 7371 0023 6

Inhalt

Motti

1 Anflug

2 Neun Gänge

3 Schwarzer Engel

4 Jagdgenossen

5 Schlick

6 Treibgut

7 Abflug

Nachwort

Man kann vernichtet werden, aber man darf nicht aufgeben.

Ernest Hemingway

Der Himmel war blau, die Peitsche schwarz.

Isaak Babel

1

Anflug

Fliegen ist gut. Nicht in einem Tunnel stecken, ohne Aussicht und ohne Gewissheit, ob am Ende des Tunnels Licht sein wird. Nein. Fliegen ist gut.

Vom Westen her in die Stadt einschweben, über Baumärkte und Discounter gleiten. Autohäuser unter sich liegen lassen, Möbelmärkte und Tankstellen mit zwei Dutzend Zapfsäulen. Das Radio lauter stellen, die Nachrichten hören: Kursstürze an der Börse, Bankhäuser taumeln am Abgrund.

Es sind sechzehn Grad, hin und wieder Wolkenfelder. Ein fahler Himmel wölbt sich über der Stadt, deren Dächer schon zu sehen sind. Arbeitsbeginn ist um achtzehn Uhr, die Schicht dauert bis sechs Uhr morgens, von Freitag auf Samstag, eine Nacht im Oktober.

Der alte Kontrollpunkt zieht vorbei. Da war früher Stacheldraht, da standen Kontrolltürme, es gab Laufbänder für die Reisepässe. Die Augen der Grenzpolizisten schielten unter Dienstmützen hervor. Ihre Stimmen waren hart und knarzten wie alte Türen: Machen Sie die Ohren frei, sagen Sie nicht Dreilinden, sagen Sie Drewitz. Dann der Stempel. Dann die Avus. Vorbei an der Spanischen Allee, leicht bergan, auf die Innenstadt zu.

Es ist gut zu fliegen. Nicht mit einem Flugzeug, sondern mit einem Ballon. Ein Hubschrauber würde auch gehen, aber der Ballon ist besser. Lautlos und unsichtbar. Kein Geräusch, kein Verdacht. So war es immer.

Links und rechts der Avus liegt der Grunewald, hauptsächlich Kiefern und Birken, seltener Eichen. Kurz vor der Abfahrt Hüttenweg liegt ein Lkw mit Motorschaden. Hinter ihm stauen sich Autos, in denen Pendler ihren Häusern entgegenkriechen, irgendwo am Stadtrand oder weiter drau-

ßen, noch hinter Potsdam. Busse schleichen über die Spuren, bringen Schüler nach Hause, die auf Klassenfahrt waren. Sie haben eine Woche in der Stadt hinter sich: Museen, Theater, alte Mauern und Bunker. Die Geschichte des Landes, ein ferner Schrecken, konserviert in Archiven und Museen. Nachts wurden sie an den Türen der Clubs abgewiesen von unerbittlichen Türstehern.

Der Ballon treibt weiter nach Nordost, schaukelt leicht, eine ruhige Fahrt bisher. Linker Hand, neben dem Autobahndreieck, taucht der Funkturm auf in einer Luft aus flirrendem Staub und verbranntem Benzin. Daneben liegt das Kongresszentrum wie ein gestrandeter Wal, glitzernd und unbeweglich.

Vom Messedamm geht die Kantstraße ab, eine Kreuzung aus sechs und acht Spuren. Der Busbahnhof links, die Brücke über die Autobahn rechts, unter dem Ballon die Häuser von Charlottenburg, eins nach dem anderen: Hof an Hof, Viereck an Viereck. Gebäude aus der Gründerzeit, bald hundertfünfzig Jahre alt, mit Vordertüren aus dunklem Holz, flankiert von Figuren aus Stein: mal ein Neptun, mal eine Meerjungfrau, mal ein Atlas, der die Welt trägt, selbstbewusst und herzlos.

Hinter den Türen breite, mit rotem Teppich ausgelegte Aufgänge in die Beletage. Große Wohnungen, die sich um die dunklen Höfe legen. Verschwiegene Hintertreppen für das Dienstpersonal, das in niedrigen Verschlägen über den Toiletten und Vorratskammern schlief, vor hundert Jahren.

Brandwand an Brandwand reihen sich Gebäude aus den Fünfzigern, errichtet aus den Trümmern des letzten Krieges, hochgezogen in Lücken, die die Bombenangriffe hinterlassen haben. Die Balkone sind wackelig, die Decken niedrig, in den Treppenhäusern liegt Linoleum. Der Geruch von Geschichte steigt auf, der Gestank von Kämpfen, von Niederlagen und von Gespenstern, die nach Kohlsuppe rufen. Auf den Kommoden der letzten Kriegerwitwen stehen

Fotos von Männern in Uniform: Heinrich hat in der Luftwaffe gedient, er hat nichts Böses getan, ist verschollen über Russland, seine verwitterten, namenlosen Knochen unter der Erde von Sibirien; ist in die Nordsee gefallen, in einem Sarg aus Stahl und Treibstoff.

Vom Bahnhof Zoologischer Garten ziehen sich die Gleise der Fernbahn durch den Tiergarten. Unter den Trassen suchen Obdachlose einen Platz für die Nacht, um sich einzwickeln in steife Decken und ausgefranste, löchrige Schlafsäcke. Sie tragen große Plastiktüten mit sich herum, prall gefüllt mit zerlesenen Büchern, Taschenlampen, Erinnerungsfotos, Pullovern, Socken, Tabak. Die letzte Flasche Schnaps immer nah am Körper. An ruhigen Tagen können sie nachts das gepresste Rufen der Lamas hinter den Mauern des Zoos hören und die Nashörner, die nicht brüllen oder fauchen, sondern laut quietschen, als würde ihre Stimme vom eigenen Gewicht erdrückt.

Wo die Gleise den Landwehrkanal überqueren, liegen die Unterschleuse und ein Biergarten. Männer in gestreiften Sakkos sitzen auf Bänken, Frauen haben sich leichte Strickjacken übergeworfen. Vom Grill steigt schwarzer Qualm auf, es gibt Merguez mit Brot, dazu Tsatsiki. Noch scheint die Sonne, wer aber im Schatten sitzt, spürt die kalte Luft. Schlägt den Kragen des Sommermantels hoch, bestellt sich einen Kaffee und verdünnt ihn mit Schnaps. Ein Pfefferminzbonbon in den Mund, damit niemand den Alkohol riecht.

Hinter dem Kanal beginnt der Park. Die Bäume verlieren schon ihre Blätter. Bald sind sie kahl, dann kehrt die Kälte zurück, der Urzustand der Stadt, von dem sie sich nur gelegentlich erholt. Der Sommer ist nicht mehr als ein Versprechen, das sich nie erfüllt. Eine Täuschung, um die grauen Tage, Wochen und Monate durchzustehen, die zwischen November und April liegen.

Im Winter wurde in der Stadt einst mit Kohleöfen geheizt. Die Luft war schmutzig, in den Straßen hing ein Nebel aus mal grauer, mal gelber Watte. In den Bussen roch es nach feuchten Wollmänteln und Mottenkugeln. Vom Osten her krochen die grauen Schwaden der Zweitakter und die verfeuerte Braunkohle aus der Lausitz über den Todesstreifen. Wenn der schwarz gewordene Schnee schmolz, tauchten Schichten aus zerfransten Böllern, Pappdeckeln, Kaugummis und Hundescheiße auf den Bürgersteigen auf.

S-Bahnhof Tiergarten. Alle drei Minuten fährt ein Zug ein und rattert weiter über die Viadukte. Im Bahnhof Bellevue steigt Jan Herzog zu, um zum Alexanderplatz zu fahren. Dort ragt die Kugel des Fernsehturms weit über die Stadt hinaus, als würde sie in der Luft hängen.

Auf dem Platz haben Männer in roter Uniform einen tragbaren Grill vor den Bauch geschnallt und verkaufen Bratwurst im Brötchen. Frauen mit dunklen schwarzen Haaren unter locker sitzenden Kopftüchern verteilen Flugblätter: Die Volksmudschaheddin klagen an, Folter unter dem Regime der Mullahs. Ein Junge auf einem Skateboard rattert eine Rampe herunter, die für Rollstuhlfahrer gebaut wurde. Alte, zahnlose Punks trinken Bier. Mütter schieben ihre Kinderwagen eilig über den zugigen Platz. Böen wirbeln Papierfetzen auf: zerrissene Servietten, Pappkartons für Würstchen und belegte Brote, Gutscheine für Fitnessstudios, ein Asia-Imbiss liefert Tag und Nacht.

Die S7 fährt in den Bahnhof ein, in das Halbrund aus Stahl und Glas. Jan steigt aus, sieht sich um. Auf dem Bahnsteig steht ein Kiosk, der Kaffee, Schrippen und Schinkencroissants verkauft. Von der Decke hängen große Transparente, Werbung für Flachbildfernseher aus Korea. Er nimmt den Ausgang Rathausstraße, in Fahrtrichtung. Im Erdgeschoss geht er am Currywurst-Express vorbei, an McDonald's, dann durch eine Glastür. Auf der Straße sitzt ein Mann mit langen Haaren und spielt auf Plastikeimern Schlagzeug.

Jan hält sich leicht links, nimmt den Weg zwischen Hochbahn und Sparkasse zur Grunerstraße hin. Auf vier Spuren wälzt sich der Verkehr, die abendliche Rushhour hat begonnen. Autos biegen ab nach Kreuzberg oder kriechen dicht an dicht durch die Unterführung zur Leipziger Straße, von dort weiter zum Potsdamer Platz. Die Scheiben sind heruntergekurbelt, die Radios aufgedreht, aus den Fenstern dröhnt Musik. Zwischen den Autos schlängeln sich Fahrradkuriere, Bettler klopfen an die Scheiben, Krähen machen sich über eine Tüte weggeworfener Pommes her.

Auf der anderen Straßenseite steht ein Einkaufszentrum. Das Gebäude ist hellrot gestrichen, fast pink. Links und rechts vom Eingang stehen Papierkörbe und Aschenbecher. Aus einem davon qualmt es. Über dem Eingang hängt ein Dach aus vergoldeten Betonplatten.

Jan geht durch die Tür. Er ist einundzwanzig Jahre alt, unverheiratet, keine Kinder, aber voller Hoffnung. Er glaubt, er bräuchte nur zum Juwelier zu gehen, Ringe zu kaufen, seine Freundin auszuführen und die Scherben, aus denen sein bisheriges Leben besteht, würden sich zu einer Ordnung fügen. Aber sein Name ist auf der Liste, kein Zweifel möglich, und der Ballon schwebt über ihm.

Fliegen ist gut.

Hinter den Türen des Einkaufszentrums herrscht ein anderes Klima. Frisch und kühl ist es im Sommer, warm und einladend im Winter. Die Luft ist gereinigt vom Gestank der Stadt, von Zufällen und ungebetenen Besuchern. Aus Oberlichtern fällt Sonne in die Passagen und auf die Eingänge von Levi's und Tom Tailor, Adidas und Body Shop. Outdoor-ausrüstung auf zwei Etagen: Stiefel für Bergwanderungen in Südamerika und Schlafsäcke, die sich bei minus dreißig

Grad im Himalaja bewährt haben. Gaskocher, um sich Tee zuzubereiten, falls es im Basislager stürmt. Jan war einmal paddeln auf der Havel, weit im Norden von Brandenburg, allein, und hat sich einen Sonnenbrand geholt.

Er fährt mit der Rolltreppe in den obersten Stock, unter das Dach. Dort angekommen, sieht er sich nach dem Juwelier um. Im Internet hat er seine Anzeige gelesen: Ringe für die große Liebe, schön und günstig. An einer Brüstung blickt er hinunter auf den überdachten Innenhof, vier Etagen in die Tiefe, Geschäft an Geschäft. In den Auslagen das angeschwemmte Strandgut aus Schuhen, Jacken, Plüschtieren, Töpfen, Hosen, Lippenstiften, Pfannen, Koffern. Unzählbar, unerschöpflich, ein steter Quell aus asiatischen Sweatshops.

Der riesige Raum klingt wie ein leerer Dom. Geräusche brechen sich an den gekachelten Wänden und hallen nach unter der Kuppel aus Glas. Stühle schaben über Fliesen, bei Nordsee stapeln sie Geschirr, eine Mutter redet auf ihr schreiendes Kind ein, das sich auf den Boden geworfen hat. Junge Mädchen kichern in ihr Handy. An einem Tisch sitzen düstere Männer, trinken Kaffee und flüstern sich Nachrichten aus einem fernen Bürgerkrieg zu. Die Musik aus den Geschäften, das Rattern der Rolltreppen. Ein erdrückender Lärm, der jeden Kunden in Verwirrung stürzt und dem nur entkommen kann, wer flieht oder den magischen Akt des Kaufes vollzieht: Geld gegen Ware, Zeit gegen Geld.

Den Juwelier findet Jan am Ende der oberen Etage, neben dem Notausgang, noch hinter einem Friseur, der Männern für neun Euro die Haare schneidet: kein Termin nötig, Waschen kostet extra. In den Auslagen des Juweliers sieht er Uhren von Junghans und Omega, daneben Ringe, Ohrstecker, kleine Brillanten und Edelsteine. Preise ab fünfzig Euro, eine Uhr aus der Schweiz übersteigt die Möglichkeiten seiner Kreditkarte.

Das Schaufenster spiegelt sein blasses Gesicht. Das aschblonde Haar kurzgeschnitten, über der linken Augenbraue eine kleine Narbe. Er ist als Kind im Wohnzimmer gestolpert und mit dem Kopf gegen eine Tischkante geknallt. Die Wunde hat geblutet, Bilder sind geblieben: das weiße T-Shirt nass und rot, die Schreie der Mutter, die ihn auf dem Arm zum Arzt trug. Er kann nicht älter als drei oder vier Jahre gewesen sein. Der Arzt hat die Wunde genäht, sie verheilte schlecht.

Seine Nase ist etwas schief, von Geburt an, was seinem Gesicht eine kaum merkbare Asymmetrie verleiht, von der er früher dachte, sie könne ihn interessant machen. Das linke Ohr steht etwas ab, der Mund ist breit. Seine erste und einzige Freundin vor Nadine hat ihn Froschmund genannt und meinte, er könne gut küssen. Sie hieß Lisa, war lang und dürr, und sobald er mit seiner Hand – zittrig, ungeduldig, kalt – unter ihre Bluse fuhr, schlug sie ihm auf die Finger.

In der Regel fällt Jan nicht auf, wenn er in einen Raum kommt. Niemand dreht sich zu ihm um. Weder die Jungs noch die Mädchen, nicht einmal die Kaufhausdetektive. Der Juwelier schaut kurz hoch, als er das Geschäft betritt.

Aus versteckten Lautsprechern schwebt Musik durch den Raum, so leise, dass sie gerade noch zu hören ist, aber nicht stört. Verfremdete Evergreens, verbunden zu einem leicht dahinströmenden Fluss von Tönen. Erinnerungen an Lieder, die Jan schon einmal gehört hat und mit Erlebnissen verbindet: Ein Sommer am Kiessee, das Wasser war braun vom Rost des versunkenen Baggers. Die Fahrt nach Hause mit dem Fahrrad, im Regen, Kopfhörer in den Ohren: «Walk On By» oder «I Say A Little Prayer» von Burt Bacharach. Altes Zeug, das außer ihm niemand mochte. Seine Mitschüler hörten Rammstein oder dachten, sie wären Gangster im Süden von Los Angeles und würden mit Gangster-Liedern auf den Lippen sterben, statt mit dem Mofa zum Konfirman-

denunterricht zu fahren. Der Regen fiel in großen Placken vom Himmel, sein Gesicht war nass. Trotzdem sang er laut mit, während das Wasser seine Beine hinunterrann und bei jedem Tritt mit den Pedalen die Schuhe knatschten.

Jan muss warten, der Juwelier bedient eine Kundin, die auf der Suche nach einem Ohrring für ihre Tochter ist, zum achtzehnten Geburtstag. Eigentlich, sagt die Frau, habe sich die Tochter ein Piercing gewünscht, aber da mache sie als Mutter nicht mit. Das sei heute so, entgegnet der Juwelier, es gebe auch Piercings für untenrum, zwischen den Beinen, das müsse wehtun, Sie wissen schon. Er zwinkert der Frau zu und zieht eine Schublade auf, um sein Angebot auszubreiten. Hinter ihm hängt ein großes Foto vom Stammsitz in der Potsdamer Straße, schwarzweiß und leicht vergilbt, aus den zwanziger Jahren. Frauen mit weiten, ausladenden Röcken, Männer mit Strohhüten, der Chauffeur hält seine Schiebermütze in der Hand. Der Besitzer und seine Frau blicken stolz in die Kamera, gegründet wurde das Geschäft 1887. Eine Zeit, in der Jans Vorfahren Kartoffeln aus der Erde rissen und die Schalen für die Kinder kochten.

Aufgewachsen ist Jan in Heuhausen, einer kleinen Stadt in Norddeutschland, in der niedersächsischen Tiefebene. Das Land ist flach, die Orte sind wie zufällig darübergestreut und mit Namen belegt, deren Sinn sich in der Geschichte verliert: Warpe, Schwarme, Syke, Hassel, Eystrup, Heuhausen. Über das Land ziehen die Wolken tief hinweg, sie kommen aus einem weit gestreckten Horizont. Es regnet oft, hat er Nadine erzählt, als sie nach seiner Heimat fragte, meistens ist es feiner Nieselregen, der sich in Nadelstiche verwandelt, wenn ihn der Wind schräg über den Boden ins Gesicht treibt. Es gibt eine Kirche aus Waschbeton, sie gleicht einer Startrampe für Raketen, von der aus die Apollo-Mission ihren Anfang hätte nehmen können. Eine Brücke führt über die Weser, eine Autobahn ist nicht in der

Nähe, auch keine Bundesstraße und kein Bahnhof. Dreimal am Tag fährt ein Bus nach Bremen.

Neben der Brücke steht ein Discounter, da kommen sie alle hin, die ganze Umgebung. Stellen ihre Autos ab, nehmen sich einen Einkaufswagen, laden ihn voll, nicht nur mit Lebensmitteln, auch mit einfarbigen Unterhosen und Sweatshirts mit den Aufdrucken amerikanischer Universitäten oder Sportclubs, die es gibt oder nicht gibt: Washington Buffalos, Red Sox Idaho, Montana Warriors. Backmischungen liegen in langen Regalen für Brot und Kuchen. Konserven sind übereinander gestapelt, Fleisch wird in Kühltheken präsentiert, eingepackt in Zellophan. Fachverkäuferinnen in weiß-blauen Kitteln schneiden Schinken in hauchdünne Scheiben. Der Schlachthof liegt weiter draußen auf dem Land, eine große Fabrik, die zweitausend Rinder pro Woche verarbeitet. Angeliefert werden die Tiere mit dem Lastwagen. Wenn sich die Ladeklappe öffnet, trotten sie auf die Rampe, die von Gittern begrenzt wird und nur einen Weg zulässt, in den Schlachthof hinein. Es riecht nach Fett und Blut. Als Jan noch ein kleines Kind war, schenkte der Metzger ihm Wiener Würstchen, nachdem seine Mutter Schweinebauch und Kassler eingekauft hatte.

Das Reihenhaus, in dem Jan aufwuchs, liegt am Rand von Heuhausen, in einer Siedlung mit lauter anderen Reihenhäusern. Seine Eltern haben es gebaut und zahlen den Kredit immer noch ab. Im Garten ziehen sie Gemüse, vor den Fenstern stehen Blumen, auf der Fensterbank Orchideen. Samstags grillen die Eltern, grillen die Nachbarn, vom späten Frühjahr bis in den frühen Herbst hinein. Dicke Rauchschwaden hängen dann über der Siedlung, der Geruch von Schaschlik weht über die Gartenzäune, es wird eingelegter Schweinebauch auf den Grill gelegt und Rostbratwurst. Das Glück summt in der Mitte Europas, am Anfang des 21. Jahrhunderts, fern von Krieg und Not, während die Zukunft über die Fernseher in die Wohnzimmer sickert:

Börsenwerte werden verkündet wie Sportergebnisse, Notierungen überspringen Hürden oder verlieren an Boden, die Schiedsrichter aus den Ratingagenturen verteilen Noten für die aktuelle Performance. Die Skyline von Manhattan ist kurz zu sehen, in einem Hochhaus huschen Angestellte hinter den Scheiben vorbei und tragen Kartons mit ihren Habseligkeiten zum Taxi. Eine Stunde hatten sie Zeit, ihre Schreibtische in der Bank und ihre Zukunft zu räumen. Raten für Häuser werden nicht bezahlt, Aufträge bei den Werften storniert, Schiffe hängen in Häfen fest, und Kapital verflüchtigt sich, als wäre es austretendes Gas.

Der Juwelier legt Acryltunnel für die Ohrläppchen auf den Tresen, Ringe aus Edelstahl für die Augenbrauen, Stäbe aus vergoldetem Stahl mit kleinen Kugeln an den Enden für die Lippen. Die Kundin beugt sich darüber, sie versteht ihr Kind nicht und fragt sich, was dieses Zeug in der Haut und im Fleisch ihrer Tochter soll. Sie kann auch die Musik nicht mehr hören, das laute Stampfen aus dem Kinderzimmer, wo sie früher «In der Weihnachtsbäckerei» gesungen haben. Das war gestern, das ist nur ein paar Stunden her. Jetzt trägt das Mädchen diese kurzen Röcke, die Strümpfe haben Löcher, die Augen sind umrandet mit schwarzem Kajal.

Sein Zimmer in Heuhausen hat Jan vor vier Jahren verlassen. Das durchgesessene Sofa, das er von seinem großen Bruder geerbt hat, müsste immer noch in der Ecke stehen. Der Bruder ist zur Bundeswehr gegangen und später nach Afghanistan, wo er in einen Krieg verwickelt wurde, über den er nur einsilbig berichtete: Wüste. Taliban. Drohnen. Fahrten in gepanzerten Wagen, die die Namen von Raubkatzen tragen. Minen. Einmal die Woche rief er über ein Satellitentelefon an, meistens am Freitag, die Stimme unterlegt von einem Rauschen, das sich zwischen Erde und Umlaufbahn aufgebaut hatte, und gab Nachricht: Das Essen sei gut, der Sand sei überall. Meistens bleibe er im Lager.

Gestern habe es Erbsensuppe gegeben. Es sei langweilig, und er habe sich ein Tattoo mit arabischen Schriftzeichen stechen lassen.

War das Gespräch vorbei, weinte die Mutter. Jan saß vor der Suppe, die kalt wurde. Der Vater stand auf der Terrasse und rauchte. Jan räumte das Geschirr ab, sagte gute Nacht und verschwand in seinem Zimmer.

Von seinem Fenster aus konnte er auf Felder sehen, auf denen Weizen oder Mais wuchs. Zwischen den Feldern standen Strommasten, die die Überlandleitungen trugen. Das elektrische Surren hörte Jan in stillen Sommernächten bei geöffnetem Fenster. Es war der eintönige Gesang seiner Tage, die endlos gedehnte Zeit, die nur aus Routinen bestand. Zähne putzen, mit dem Bus zur Schule fahren, Unterricht, Mittagessen. Auf dem Pausenhof stehen und belangloses Zeug reden. Darauf warten, dass ihn jemand anruft, was selten geschah. Wenn seine Mutter zum Elternsprechtag in die Schule kam, mussten die Lehrer einen Augenblick lang überlegen: «Jan Herzog? Jan Herzog? Einen Moment bitte. Ich hab mir was aufgeschrieben.»

Sein Zustand sei das Warten gewesen, erzählte er Nadine. Er habe immer nur gewartet und gleichzeitig immer nur losstürmen wollen. Wenn er ein Bild von sich malen sollte in dieser Zeit – der Zeit vor Nadine, der Zeit vor dem Leben, der Zeit vor der Realität –, dann würde er einen Mann malen, der sich durch zähen Schlick kämpft. Ein Schlick, der sich an ihn heftet, den er nicht loswird, obwohl er in sich eine Kraft verspürt, die ihn antreibt. Als würde ich mich selbst, sagte er ihr, immer tiefer in den Schlick treiben.

Wenn Jan es nicht mehr aushielte, wenn Wut, Trägheit und Ignoranz sich bekämpften, zog er seine Turnschuhe an und lief los. Er lief über die Felder, in den nahen Wald, am alten Kanal entlang, an dessen Ufern Schilf wuchs und die Bisamratten hausten. Jeder Schritt war ein Ausbruch des Zorns, ein Fluch, ein Flehen um Erlösung. Er lief, bis er kei-

ne Kraft mehr hatte und sich ins Gras fallen ließ, um in den Himmel zu starren. Flugzeuge zogen vorbei und hinterließen weiße Streifen auf blauem Grund.

Wenn das Laufen nicht half, verbrachte er Tage und Wochen am Computer, in seinem verdunkelten Zimmer. Er war ein Krieger im Mittelalter, ein Kämpfer gegen das Böse, ein Sternenfahrer in der Zukunft. Er hoffte, eines Tages befreit zu werden, von Außerirdischen vielleicht oder von einer der Frauen, die er über einen Link auf dem Computer seines Bruders fand. Brandi Olsen und Bree Love, nackte Frauen aus den Tiefen der Netzwerke. Sie hakten ihre Mieder auf, rollten ihren Slip über die Hüften, zerrieben Spucke auf ihren Brustwarzen und flüsterten, sie seien böse Mädchen, feucht zwischen den Beinen, und sehnten sich nach seinem harten Schwanz, den Jan in seinem Bett oder über die Klo-schüssel gebeugt bearbeitete, bis die Möglichkeit werden-den Lebens im Taschentuch versickerte oder gleich in der Kanalisation. Aber davon erzählte er Nadine ebenso wenig wie von jenem Tag Ende August.

Was hat der Junge zu ihm gesagt? Hat er ihn gestoßen? Beleidigt? Hat er sich lustig über ihn gemacht? Jan muss ihn geschlagen haben. Getreten. Es ist so viele Jahre her. Er sieht rot eingefärbte Bilder. Er hört Schreie. Er sitzt vor einem Polizisten, der ihn befragt. Er sagt nichts. Die betrete-nen Gesichter seiner Eltern, die ihn abholen. Ihr Schweigen auf der Heimfahrt. Das Gerede der Nachbarn. Die Schuld und mit der Schuld die Rückkehr des Schlicks, von dem er sich befreit hatte, als er die Kontrolle verlor und nichts an-deres war als Kraft und Wucht und Wut.

In der Schule wurde er danach gemieden. Die anderen Schüler ließen ihn in Ruhe. Aus Respekt oder Furcht. Wo-chen später legte ihm sein Vater wortlos einen Brief auf den Esstisch. Es war die Rechnung des Zahnarzts: ein ge-bröchener Kiefer, Prothesen für zwei ausgeschlagene Zäh-ne, mehrere tausend Euro. Bevor Jan etwas sagen konnte,

hatte sich sein Vater schon umgedreht und war aus dem Zimmer gegangen.

Der Juwelier holt einen kleinen silbernen Anstecker her vor: «Das hier könnte Ihrer Tochter gefallen», sagt er zu der Kundin. «Er gehört hierhin, in den Nasenflügel, da fällt er nicht so auf. Diskret und schick. Ein Kompromiss. Kostet nur achtzig Euro.»

Die Kundin zögert.

Der Juwelier sagt: «Inklusive Bohrloch.»

Zum zweiten Mal glaubte Jan dem Schlick entkommen zu sein, als er nach dem Abitur in die große Stadt zog. Er dachte, wenn er nur den Ort und die Umstände wechselte, werde sein Leben von allein farbig und aufregend. Er könnte all das, was ihn beschwerte – die Anforderungen an seine Zukunft, die Geschichte seiner Familie, den gefährlichen Hang zur Einsamkeit –, hinter sich lassen und ein anderer, geselliger, von Freunden umgebener Mensch werden. Einfach nur durch eine andere Luft, durch andere Straßen, durch andere Häuser. Er würde mit anderen Augen gesehen werden und Frauen treffen, die sich nachts, in der U-Bahn, in ihn verlieben, einfach so. Niemand würde sich ihm in den Weg stellen, weil der Jan seiner Kindheit und Jugend Geschichte wäre. Niemand könnte ihn gefangen halten in seiner alten Haut, in der Person, die er nicht mehr sein wollte. Im Schlick.

Er hatte keine Vorstellung, wie riesig die Stadt ist. Wie breit sich die Straßen entlang der Häuser ziehen, wie wenig ihre Bewohner voneinander wissen, wie grau sie im Winter ist und wie verloren ein Mensch in ihr sein kann. In Moabit fand er eine Wohnung im Hinterhaus, zweiter Stock, in der Nähe des S-Bahnhofs Bellevue. Von seinem Fenster aus blickte er auf eine vier Meter entfernte Brandwand, von der der Putz abfiel. Ein Muster war entstanden, das er nur schwer entziffern konnte. Mal schien es ein riesiger, Wasser spuckender Wal zu sein. Dann wieder Wolken am Him-

mel oder fliehende Pferde. Es konnten entsetzte Gesichter sein oder das ganze Universum mit seinen Sonnen und Sternen und den Schwarzen Löchern, die das Leben verschlingen.

Weil er nicht genau wusste, was er studieren sollte, schrieb er sich in Betriebswirtschaft ein; ein Fach, von dem er gehört hatte, dass sich damit etwas anfangen ließe im späteren Leben. Seine Eltern hatten ihm bei einem ihrer wenigen Gespräche kurz vor seinem Aufbruch dazu geraten. Eigentlich war es weniger ein Gespräch, es waren ein paar hingeworfene Sätze, gefüllt mit Meinungen und dem Hinweis, dass sie ihm nicht alles finanzieren würden und nicht für immer.

Die Universität verwirrte ihn. Nicht das Fach, es schien ihm sogar läppisch, sondern seine Kommilitonen. Es fing schon mit der Kleidung an. Jacken, Hosen, Schuhe, sogar Halstücher und Taschen schienen nicht nur sorgfältig ausgewählt zu sein, sondern auch unverständliche Signale über die gesellschaftliche Position ihrer Träger an die Umwelt zu senden, über ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Milieu oder zu einem Milieu in dem Milieu. Alle kannten die richtigen Worte und Gesten, um miteinander ins Gespräch zu kommen und Netzwerke zu bilden, die ihren Karrieren auf die Sprünge verhelfen würden. Ihre Zukunft war ein helles, wärmendes Versprechen. Jan dagegen trug gedankenlos, was er immer schon getragen hatte: ausgewaschene Jeans, ausgewaschene Sweatshirts und einen dunkelblauen Parka. Seine Kleider waren sauber, aber abgetragen und verhießen eine Zukunft, in der für ihn höchstens eine subalterne Position im mittleren Management eines schwäbischen Automobilzulieferers vorgesehen war. Jan wusste nicht, in welcher Sprache er mit den anderen sprechen sollte. Sie blieben fremde Menschen, Außerirdische des Glücks.

Oft saß er allein in der Cafeteria der Technischen Universität und blickte auf die Hardenbergstraße. In einer Minute fuhren mehr Menschen an ihm vorbei als an der Bushaltestelle in Heuhausen in einem Jahr. Er kaute langsam an einem Schinken-Käse-Baguette und sah dem Regen dabei zu, wie er in breiten Schlieren die Fenster herunterlief. Das Studium langweilte ihn, nach dem ersten Semester ging er nicht mehr hin, und sein Alltag verlor an Struktur. Er kroch gegen 12 Uhr mittags aus dem Bett, saß mit ein paar Tassen Kaffee am Tisch in seiner Wohnung und wartete darauf, dass es Abend wurde. Seine Mutter rief einmal die Woche an, es klang nach Pflichterfüllung. Er wimmelte sie schnell ab, und sie schien froh darüber. Was sollte er ihr auch erzählen? Der Schlick hatte in der Stadt nur auf ihn gewartet, hatte höchstens seinen Namen geändert, war zu einem Morast geworden oder zu einem Brei aus flüssigem Gummi.

Wenn es dunkel wurde und er es in seiner Wohnung nicht mehr aushielte, zog er sich wie in Heuhausen wieder die Turnschuhe an und streifte durch die Stadt. Stundenlang trabte er durch Parks, an Kanälen entlang, am Ufer der Spree, in den Tiergarten, durch die Neubauten am Potsdamer Platz und von dort nach Schöneberg. Er sah Menschen hinter Fenstern und versuchte, sich ihr Leben vorzustellen in ihren großen Wohnungen mit den sauber polierten Parkettböden, mit den Sesseln aus Leder, mit den Bücherregalen. Er versuchte sich einzureden, ein einsamer Wolf zu sein, dessen Chance eines Tages kommen werde.

Nach zwei Jahren überwiesen seine Eltern kein Geld mehr. Er fuhr Weihnachten nicht nach Hause. In einem Callcenter heuerte er für zwanzig Stunden die Woche an, im Versandhandel. Mit dem Lohn kam er knapp über die Runden.

«Ich war vor dir da», erzählte er Nadine, «lange vor dir.» Und nach einer Pause: «Du hast mich zuerst auch nicht ge-

sehen.» Sie schlang ihre Arme um ihn und strich über seinen Nacken, ein fast mütterlicher Trost.

Weil ihn die Anrufe meistens kaltließen, wurde Jan in der Reklamation eingesetzt, wo er aufgeregte Kunden, deren Stimmen sich überschlugen, stoisch bediente. Er ließ sich anbrüllen, ertrug weinende Hausfrauen und schreien-de Rentner, spulte bei jedem Anrufer sein Programm ab, als wäre er eine Wand, an der alle Sorgen, alle Leiden, alle Tränen der Marktwirtschaft abprallen und zu Federn werden, die auf die Erde hinabschweben. Manchmal, wenn die Anrufer Dampf abgelassen hatten und er ihnen leidtat, wenn sie dachten, sie müssten nun etwas für ihn tun, wo sie ihn doch so angeschrien hatten, konnte er ihnen Versicherungen andrehen.

«Sie können ja auch nichts dafür», sagten sie, seufzend eine Zahnzusatzversicherung abschließend, «es ist alles marode, überall wird man beschissen, zur Wahl gehe ich schon lange nicht mehr. Wir können verrecken, und keiner merkt es.»

Die Versicherungen brachten Provisionen, und von den Provisionen konnte er sich einen Urlaub leisten. Er flog nach Mallorca, last minute, im letzten Herbst, vor Nadine.

Vom Balkon seines Hotels im vierzehnten Stock blick-te er durch eine Lücke zwischen zwei anderen Hochhäusern aufs Meer. Er hatte Vollpension gebucht, das Früh-stücksbuffet ging nahtlos in das Mittagsbuffet über und von da aus in das Abendbuffet, mit einer leichten Varia-tion der Zutaten. Der Strand war schmal, die Promenade gesäumt von Spielhallen und Restaurants mit laminierten, schmutzabweisenden Speisekarten in fünf Sprachen. Am dritten Abend ging er zu einem Sangria-Wetttrinken. Fal-sche Spanier mit russischem Pass spielten Flamenco. Ein Discjockey legte deutsche Schlager auf. Neben ihm saß eine mollige Rheinländerin und presste ihren Schenkel an sei-nen Schenkel. Ihr Mann schwang vor ihren Augen kleine

Fahnen und führte die Polonaise an, Richtung Strand und Richtung Kampftrinken.

Die Nacht verbrachten sie auf seinem Zimmer. Dort zog sie ihn aus, nahm seinen Schwanz in ihre Hand und in ihren Mund und stieß ihn aufs Bett, wo sie sich auf ihn setzte und den Rhythmus bestimmte. Sie war die erste Frau in seinem Leben, die er mit seinen Händen berührte; deren Fleisch er in seinen Fingern hatte; deren Blut er unter ihrer Haut spürte. Die er roch und schmeckte und deren Schweiß sich mit seinem Schweiß mischte: unterdrücktes Stöhnen, Luft holen, die feuchten Laken, der modrige Geruch von Samen, die an seiner und ihrer Haut klebten.

Am nächsten Morgen blieb er mit einem Kater liegen, und sie reiste ab. Ihr Name war Rita. Sie sagte zum Abschied: «Ruf mich an, wenn du mal in Köln bist. Ehrlich, mein ich ernst. Nimm ein Hotel mit großen Betten. Muss ja passen für uns beide. War schön mit dir.» Sie lachte und war verschwunden, eine Telefonnummer hinterließ sie nicht. Nur ihr Geruch blieb im Raum hängen, bis die Betten am nächsten Morgen vom Zimmerservice frisch bezogen wurden, und die Sehnsucht nach Haut, nach Wärme, nach einem Körper und einer Stimme, die Worte für ihn fand.

Unter seinem Balkon spielten die falschen Spanier vor neuen Gästen, und er war wieder allein mit hundertzwanzig Fernsehprogrammen, hinter den Monitoren die Plattformen und Abgründe der elektronischen Netze mit ihren Andeutungen, ihren vagen Versprechungen, ihren bösartigen Kommentaren und vagabundierenden Informationen. Zwei Tage später ging sein Flug zurück.

Zuletzt, nachts, in seiner kleinen Wohnung, erzählte er Nadine weiter, habe er Angst gehabt, in der zähen Masse des Schlicks unterzugehen, und sich nicht mehr gerührt. Eine Kapitulation in der Hoffnung, wenigstens nicht erdrückt zu werden. Er ging weiter zur Arbeit, die Miete wurde vom

Konto abgebucht, er hörte immer noch die Lieder von Burt Bacharach, aber ohne Zuversicht. Bis Nadine vor ihm stand.

«Es wird Ihrer Tochter gefallen», sagt der Juwelier zur Kundin und reicht ihr eine kleine blaue Schatulle, «und wenn nicht, können Sie es immer noch umtauschen.» Dann wendet er sich an Jan und fragt, was er für ihn tun könne. Jan sucht Verlobungsringe.

Mit Nadine hat er sich um 20 Uhr verabredet, im «Paris», einem Restaurant, das zu teuer für ihn ist. Vorher muss er noch nach Hause, muss sich duschen und rasieren. Er will gut riechen und vor Nadine im Restaurant sein. Sobald sie das Lokal betritt, will er aufstehen und ihr zuwinken. Er will ihr aus der Jacke helfen und ihr ins Ohr flüstern, wie gut sie aussieht, richtig gut, und wie er sich freut, sie zu sehen. Wie groß seine Sehnsucht nach ihr war und wie groß sie immer sein wird. Die Ringe will er in seiner Hosentasche haben, in einer kleinen Schatulle. Er muss nur den richtigen Moment finden, um sie hervorzuholen. Sie werden an einem Tisch beim Fenster sitzen. Die Kerzen werden brennen. Ein Rosenverkäufer wird kommen. Vielleicht kann er ihr noch vor dem Dessert sagen, dass er sie liebt und sie nicht gehen soll, zu dem anderen Mann, in das Dorf, sondern bei ihm bleiben, in der Stadt. Sie wird ja sagen, weil sie ja sagen muss.

Der Verkäufer fragt: «Wie teuer darf es denn werden?»

[...]